

Georges Bataille

Menschliche Gestalt

2010

<https://doi.org/10.25969/mediarep/18451>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Bataille, Georges: Menschliche Gestalt. In: *ZMK Zeitschrift für Medien- und Kulturforschung*. Medienphilosophie, Jg. 1 (2010), Nr. 2, S. 61–69. DOI: <https://doi.org/10.25969/mediarep/18451>.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Creative Commons - Namensnennung - Nicht kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0/ Lizenz zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Terms of use:

This document is made available under a creative commons - Attribution - Non Commercial - Share Alike 3.0/ License. For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/>

Menschliche Gestalt

Georges Bataille

VERMUTLICH AUS MANGEL an ausreichenden Hinweisen müssen wir uns darauf beschränken, eine einzige Epoche anzuführen, in der die menschliche Form aufs Ganze betrachtet als trottelhafte Verhöhnung all dessen hervorgetreten ist, was der Mensch an Großem und Gewaltigem ersinnen konnte. Mag er heute auch in ganz anderer Hinsicht ein schallendes, ebenso einfältiges wie schneidendes Gelächter hervorrufen, so ist der bloße Anblick jener (mittels der Photographie), die uns unmittelbar in der Bevölkerung dieses Landstriches vorangegangen sind, darum nicht weniger abscheulich. Einmal den traurigen Schlafzimmern entsprungen (wir sprechen über sie wie über den Mutterschoß), in denen alles von jenen eitlen Phantomen arrangiert wurde, den Geruch des ranzigen Staubs nicht aufgenommen, ist, so scheint es, unsere meiste Zeit darüber verstrichen, auch noch die kleinste Spur dieser beschämenden Abstammung auszulöschen. Aber so wie an-



Abb. 1: Hochzeit. Seine-et-Marne, um 1905.



Abb. 2 u. 3: Mademoiselle de Rigny; Mademoiselle Cécile Sorel.

dernorts die Seelen der Toten jene verfolgen, die auf dem Land vereinzelt leben und dabei das erbärmliche Aussehen eines halb verwesenen Kadavers annehmen (wenn sie auf den kannibalischen Inseln Polynesiens die Lebenden aufsuchen, dann um zu essen), so tauchen hierzulande, wenn ein unglücklicher junger Mann der seelischen Einsamkeit ausgeliefert ist, angelegentlich jeder außergewöhnlichen Begeisterung die Bilder jener auf, die ihm in der ermüdendsten Absurdität vorausgegangen sind und stellen den Makel ihrer Senilität den bezauberndsten Visionen entgegen, wobei sie die reinsten Lichtstreife des Himmels für was weiß ich für komische schwarze Messen in Dienst nehmen (bei denen Satan der Schutzmann aus einer Operette wäre und das Geheul der Besessenen eine Abfolge von Entrechats).

In diesem gespenstischen Handgemenge, das deprimierend ist wie kein anderes, steht jedes Gefühl, jedes Begehren in etwas trügerischer Erscheinung auf dem Prüfstand und es kommt nicht in Frage, hier eine Vereinfachung in Betracht zu ziehen. Die Tatsache selbst, dass man von Erscheinungen heimgesucht wird, die so wenig scheu oder grimmig sind, verleiht dem Schrecken und den Wutanfällen den Wert des Lächerlichen. Daher haben die verschiedenen Personen, die nach einem Ausweg gesucht haben, ihre Schwierigkeiten stets nur mehr oder weniger verschoben. Und wirklich kann eine Entscheidung auf diesem Terrain jenen nicht



Abb. 4 u. 5: Mademoiselle Langoix, vom Eldorado; Mademoiselle Boroni in »Le voyage dans la lune«.

zusagen, die ein Gespür für gewisse Integritäten haben¹ – die starrsinnig an eine Ordnung der Dinge denken, welche nicht vollständig solidarisch mit *allem* wäre, was bereits stattgefunden hat, die vulgärsten Absurditäten inbegriffen.

Geben wir hingegen zu, dass unsere äußerste Unruhe zum Beispiel in jenem Zustand des menschlichen Geistes *gegeben* wäre, den diese oder jene vor rund fünfundzwanzig Jahren fotografierte Hochzeitsfeier in der Provinz darstellt, so stellen wir uns außerhalb der etablierten Regeln insofern, als dies eine wirkliche Negation der Existenz der *menschlichen Natur* impliziert. Der Glauben an die Existenz dieser Natur setzt in der Tat die Beständigkeit gewisser hervorragender Eigenschaften und, allgemein, einer Seinsweise voraus, mit der verglichen die auf dieser Fotografie dargestellte Gruppe monströs ist, ohne dabei dement zu sein. Würde es sich um einen irgendwie gearteten pathologischen Verfall handeln, das heißt um einen Unfall, den [in seiner Bedeutung] einzuschränken und den auf

¹ Anm. d. Übers.: Bataille schreibt hier *intégrités*, was in seiner semantischen Weite, die er voll ausschöpft, im Deutschen nicht wiedergegeben werden kann: Makellosigkeit, Unversehrtheit, aber auch Integrität und Gesamtheit. All dies verbindet sich für Bataille in der von ihm bekämpften Idealvorstellung der überzeitlichen menschlichen Gestalt.

irgendetwas zurückzuführen möglich und nötig wäre, bliebe das Prinzip des Menschen geschont. Aber wenn wir, gemäß unserer Aussage, diese Gruppe als das Prinzip selbst unserer zivilisiertesten und gewaltigsten geistigen Aktivität betrachten und, wenn man so will, das Hochzeitspaar, unter anderen, als Vater und Mutter einer wilden und apokalyptischen Revolte, würde eine Aneinanderreihung von Monstern, die sich, untereinander inkompatibel, forzeugten, die angebliche Kontinuität *unserer* Natur ersetzen.

Es bleibt übrigens zwecklos, die Tragweite dieser seltsamen Unzulänglichkeit der Realität zu überzeichnen; denn sie ist nicht unerwarteter als jede andere, denn dem Umgebenden einen *Wirklichkeits*charakter zuzusprechen, ist nie mehr gewesen als eines der Zeichen jener vulgären intellektuellen Gefräßigkeit, welcher wir sowohl den Thomismus als auch die gegenwärtige Wissenschaft verdanken. Es besteht Anlass, den Sinn dieser Negation einzuschränken, die besonders das zweifache Fehlen einer Beziehung ausdrückt, wobei das Missverhältnis [*disproportion*],² das Fehlen eines gemeinsamen Maßes zwischen verschiedenen menschlichen Entitäten, in gewisser Weise einer der Aspekte des allgemeinen Missverhältnisses zwischen dem Menschen und der Natur ist. Letzteres Missverhältnis hat bereits, wenigstens in einem gewissen Maß, einen abstrakten Ausdruck erfahren. Es versteht sich, dass eine derart auf nichts zurückzuführende Präsenz wie jene des *Ich* in einem intelligiblen Universum keinen Platz hat, und umgekehrt hat dieses äußere Universum seinen Platz in einem *Ich* nur mithilfe von Metaphern. Doch sprechen wir einem konkreten Ausdruck dieses Fehlens der Beziehung größere Wichtigkeit zu: Betrachtet man nämlich eine Person, die wir rein zufällig aus den hier präsentierten Phantomen auswählen, bleibt ihre Erscheinung im Verlauf der ununterbrochenen Serien, welche in der Vorstellung des wissenschaftlichen Universums ihren Ausdruck finden, oder einfacher, an irgendeinem Punkt des Raums und der unendlichen Zeit des gesunden Menschenverstands, vollkommen schockierend für den Geist, ebenso schockierend wie jene des *Ich* im metaphysischen Ganzen, oder eher, um zur Ordnung des Konkreten zurückzukehren, wie jene einer Fliege auf der Nase eines Redners.

Man kann die konkreten Formen dieser Missverhältnisse nie genug betonen. Es ist zu einfach, die abstrakte Antinomie von Ich und Nicht-Ich zu reduzieren, und man hat sich die Hegelsche Dialektik ausdrücklich dafür ausgedacht, diese Operationen des Hinfortzauberns vorzunehmen. Es ist an der Zeit für die Feststellung, dass die himmelschreiendsten Revolten sich in jüngster Zeit oberflächlichen Sätzen ausgeliefert gesehen haben wie jenem, welcher das Fehlen der Beziehung für eine

² Anm. d. Übers.: Auch diese Überlegungen sind natürlich immer bezogen auf die idealen Proportionen der menschlichen Gestalt, wie sie in der abendländischen Tradition Gegenstand von Denken und Darstellung ist.



Abb. 6–8: Arlette Molier; Liane de Pougy; Réjane.

andere Form der Beziehung ausgibt.³ Dieses von Hegel entlehnte Paradox hatte zum Ziel, die Natur in die Ordnung des Rationalen hineinzuholen, indem jede widersprüchliche Erscheinung als logisch ableitbar ausgegeben wird, so dass, wenn man das Ganze zusammennimmt, für die Vernunft nichts Schockierendes mehr zu begreifen bliebe. Die Missverhältnisse wären lediglich der Ausdruck des logischen

³ Bereits 1921, als Tristan Tzara anerkannte, dass »die Abwesenheit des Systems immer noch ein System ist, aber das sympathischste«, konnte, obwohl dieses Zugeständnis an unbedeutende Einwände damals anscheinend ohne Auswirkungen geblieben war, die baldige Einführung des Hegelianismus ins Auge gefasst werden. Tatsächlich ist es leicht, den Schritt von diesem Bekenntnis hin zum Panlogismus Hegels zu vollziehen, denn er ist konform mit dem Prinzip der *Identität der Gegensätze*: Man könnte sogar annehmen, dass, nachdem diese erste Niederträchtigkeit gesichert [*acquis*] war, es kein Mittel mehr gab, dem Panlogismus und seinen grobschlächtigen Konsequenzen auszuweichen, d. h. den widerwärtigen Durst nach jeglicher makellosen Gesamtheit [*intégrité*], die blinde Heuchelei und schließlich das Bedürfnis jedwedem Bestimmten nützlich zu sein. Obwohl diese vulgären Neigungen, als sie einen Kompromiss mit einem diametral entgegengesetzten Willen eingegangen sind, auf ausgesprochen glückliche Weise die Rolle der heftigen Erregung jeder zugestandenen Schwierigkeit gespielt haben, besteht nunmehr kein Grund mehr, nicht auf die unnötige Niederträchtigkeit zurückzukommen, die von Tristan Tzara ausgedrückt wurde. Niemand wird nämlich jemals sehen, wie viel Systematisches die vorgefasste Meinung haben kann, sich wie ein Hohlkopf jedem System entgegenzustellen, es sei denn, es handelt sich um einen Kalauer und das Wort systematisch wäre im vulgären Sinn von Starrköpfigkeit aufzufassen. Aber zum Scherzen besteht kein Anlass und einmal zeugt der Kalauer im Grunde von trister Vergreisung. Man erkennt tatsächlich nicht den Unterschied zwischen der Demut – der geringsten Demut – vor dem SYSTEM – das heißt, kurz und gut, vor der Idee – und der Furcht vor Gott. Im übrigen scheint es so, als habe dieser jämmerliche Satz, wie sich's gehört, Tzara buchstäblich erdrosselt, der sich seitdem unter allen Umständen leblos gezeigt hat. – Dieser Satz wurde als Motto eines Buchs von Louis Aragon veröffentlicht, *Anicet* (Paris, 1921).



Abb. 9 u. 10: Mademoiselle Géraldine von den Folies-Bergère; Hélène Petit in »L'assommoir«.

Seins, das in seinem Werden durch den Widerspruch voranschreitet. In dieser Hinsicht muss man der zeitgenössischen Wissenschaft das Verdienst zugestehen, dass sie endgültig den ursprünglichen Zustand der Welt (und infolgedessen alle darauffolgenden Zustände, die dessen Konsequenz sind) als wesentlich unwahrscheinlich annimmt. Die Idee der Unwahrscheinlichkeit aber steht in unnachgiebigem und auf nichts zurückführbarem Gegensatz zu jener des logischen Widerspruchs. Es ist unmöglich, die Erscheinung der Fliege auf der Nase des Redners auf den angeblichen Widerspruch des *Ich* und des metaphysischen Ganzen zurückzuführen (für Hegel müsste diese willkürliche Erscheinung einfach auf die »Unvollkommenheiten der Natur« bezogen werden). Wenn wir dem *unwahrscheinlichen* Charakter des wissenschaftlichen Universums jedoch einen allgemeinen Wert beimessen, wird es möglich, zu einer Operation zu schreiten, die derjenigen Hegels konträr ist, und die Erscheinung des *Ich* auf diejenige der Fliege zurückzuführen.

Und selbst wenn man den willkürlichen Charakter dieser letzten Operation zugibt, die man für eine einfache logische Verhöhnung der umgekehrten Operation halten könnte, so bleibt es doch nichtsdestoweniger so, dass der Ausdruck, der am Ende des letzten Jahrhunderts dem menschlichen *Ich* gegeben worden ist, sich der hier formulierten Auffassung als in befremdlicher Weise adäquat erweist. Wahrscheinlich tritt diese verblüffende Bedeutung – in unseren Augen – subjektiv



Abb. 11 u. 12: Zulma Bouffard in: »Le voyage dans la lune«; Léonie Yahne (eine der Darstellerinnen von »Impressions d'Afrique« von Raymond Roussel, Théâtre Antoine, 1910).

in Erscheinung, aber es erscheint als hinreichend, zwischen der zeitgenössischen Interpretation und der unseren lediglich einen Unterschied an Klarheit einzuräumen. Denn auf eine allerdings wahrhaftig dunkle Weise haben die zu dieser Zeit *à l'européenne* lebenden menschlichen Wesen ein so wahnwitzig unwahrscheinliches Aussehen angenommen (es ist offensichtlich, dass die Transformation des körperlichen Aussehens nichts mit bewussten Entscheidungen zu tun hat). Diese Transformation hat deshalb nicht weniger an sich den Sinn, den wir heute klar und deutlich wahrnehmen. Und selbstverständlich steht allein der spezifische Charakter dieses längst vergangenen [*révolu*] menschlichen Aussehens hier zur Debatte. Es wäre noch heute möglich, manchen Personen, die man trifft, eine identische Bedeutung zu geben, aber in diesem Fall würde es sich um Tatsachen handeln, die allen Epochen mehr oder weniger gemeinsam sind; dem senilen Paradox und der unfreiwilligen widersprüchlichen Übertreibung wurde nur bis zu den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts freier Lauf gelassen und es ist niemandem verborgen geblieben, dass seitdem vom weißen Mann und der weißen Frau die hartnäckigsten Anstrengungen unternommen wurden, endlich wieder *menschliche Gestalt* zu erlangen. Die in den Speichern der Provinz verstreuten Wespenkorsette sind heute die Beute von Fliegen und Motten, das Jagdgebiet der Spinnen. Was die kleinen

Kissen angeht, die so lange dazu gedient haben, den fettesten Formen eine gewisse Emphase zu verleihen, so geistern sie nur noch durch die schrecklichen Gehirne schöner vertrottelter Greise, die – mit jedem Tag heftiger unter fremdartigen grauen Melonen mit dem Tode ringend – starrsinnig davon träumen, einem weichen Torso im sie umtreibenden Spiel der Korsettstangen und Bänder die Luft abzuschnüren ... Und da ist wahrscheinlich ein erstickter, aber berausender Hahnenschrei in jenem Satz, wo der Erdball unseren Augen unter den Fersen eines blendenden amerikanischen Stars im Badeanzug erscheint.

Warum sollte man denn gegenüber einer so heftigen Faszination schamhaft sein? Warum verbergen, dass die wenigen berausenden Hoffnungen, die fortbestehen, von den schnellen Körpern einiger amerikanischer Mädchen beschrieben werden? Denn wenn etwas von all dem, was so kürzlich erst verschwunden ist, uns noch ein Schluchzen entreißen könnte, so ist es nicht mehr die Schönheit irgendeiner großen Sängerin, sondern allein eine verblüffende und widerwärtige Verderbtheit. Unseren Augen erscheinen so viele befremdliche Figuren, die nur zur Hälfte monströs sind, noch von den einfältigsten Bewegungen belebt, von so vielen unschuldigen Lastern in Aufruhr versetzt wie das Schlagwerk einer Spieluhr, von so viel schlüpfrigen Hitzewallungen, so vielen lyrischen Vapeurs ... Dergestalt, dass es, aller gegenläufigen Obsession zum Trotz, absolut nicht in Frage kommt, auf diese widerliche Hässlichkeit zu verzichten, und dass wir uns dereinst noch dabei überraschen werden, wie wir absurderweise – die Augen plötzlich glasig und angefüllt mit schändlichen Tränen – nach irgendwelchen Häusern in der Provinz rennen, in denen es spukt, die hässlicher sind als Fliegen, lüsterner und ranziger als Friseursalons.

Aus dem Französischen von Michael Cuntz

Quellennachweis des französischen Originaltextes: Documents, Nr. 4, Septembre 1929, S. 194–201. Übersetzung mit freundlicher Genehmigung der Éditions Gallimard Paris, die die Rechte an diesem Text halten: Wiederabdruck (ohne Abb.) in: Georges Bataille: Œuvres complètes, Tome 1, Premiers écrits 1922–1940, Paris 1970, S. 181–185.

Abb. 13 (rechte Seite): 1. Johann Strauss – 2. Samary und Got in »Le voyage dans la lune« (Foto Nadar) – 3. Dartois von den »Nouveautés« (Foto Nadar) – 4. Monsieur Godemare (Foto Nadar) – 5. Monsieur Kaiser (Foto Nadar) – 6. Capoul (der eine Frisur à la Capoul trägt) – 7. Monsieur Marx (Foto Nadar) – 8. Monsieur Loeb (Foto Nadar) – 9. Monsieur de Molin (Foto Nadar) – 10. Cléo de Mérode (Foto Nadar) – 11. Madame Grassot (Foto Nadar) – 12. Georg V., König von Hannover (Foto Nadar) – 13. Mounet-Sully in »Amphytrion« (Foto Nadar).



1



2



3



4



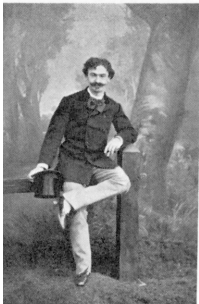
5



13



6



7



8



9



10



11



12